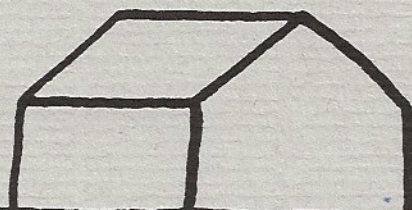


LES CHOSES

Berliner Hefte zur Architektur

Kafka und die Architektur



Gebr. Mann Verlag · Berlin

7. Jahrgang

7/8

1998

Les Choses
Berliner Hefte zur Architektur
Heft 7/8

Herausgegeben von
Jürgen Eckhardt · Marie-Josée Scipelt · Helmut Geisert

Kafka
und die Architektur

Gebr. Mann Verlag · Berlin

Inhalt

Notizen

Florentine Anders · Renzo Pianos Konzeption für das Brancusi-Museum in Paris. <i>Interview</i>	7
Martin Kieren · Der Neubau für das Deutsche Historische Museum. <i>Eine Schadensanzeige</i>	11
Goerd Peschken · Die Berliner Bauforschung auf Null. <i>Fazit</i>	17
Martin Kieren · Rudolf Schwarz »Die neuen Dinge sind abstrakte Dinge«. <i>Buchrezension</i>	19
Jürgen Eckhardt · Europäische Architekturakademie. <i>Ankündigung</i>	22
Jeannine Fiedler · »Filme sind wie eiserne Fensterläden«. <i>Buchrezension</i>	24
Tilmann Johannes Heinisch · Das Tier. <i>Zu Franz Kafkas Baufragment, Teil I</i>	27
Rudi Thiessen · »Beim Bau der chinesischen Mauer«. <i>Ein Kommentar</i>	34
Jürgen Eckhardt · Franz Kafka – Pier Paolo Pasolini. <i>Eine Montage</i>	45
Franz Kafka · Der Bau	55

Gen

Martin Kieren

Der Neubau für das Deutsche Historische Museum

Eine Schadensanzeige

»...die Namen der Gassen und Plätze sind noch Jahrhunderte der Kirchhof der in der Stadt begrabenen Städte...«

(Paul Gurk)

Angesichts der desolaten städtebaulichen Situation, mit der man im alten Zentrum Berlins zwischen Forum Fridericianum und Alexanderplatz und zwischen Muscumsinsel und Spittelmarkt gegenwärtig konfrontiert ist, werden die Fragen nach einem behutsamen Umgang mit den letzten noch sichtbaren und erlebbaren historischen Baulichkeiten und Spuren immer dringlicher. Deren Einbindung in ein neues funktionales und räumliches Konzept und deren möglichst weitreichender Schutz muß als eine der dringlichsten Aufgaben der nächsten Jahre angesehen werden. Und dies um so mehr, als angesichts übereilter Planungen und kurzsichtiger Verfahren – so im Falle der ›Operation Kohl‹ für das Deutsche Historische Museum (DHM) – nicht-wiedergutzumachende Schäden angerichtet und unwiederbringbare Zeugnisse der deutschen und Berliner Stadtbaugeschichte vernichtet werden können.

Zu diesen Zeugnissen gehören nach denkmalpflegerischer Maßgabe nicht mehr allein nur Gebäude, Fassadentexturen, Stukkaturen, besondere Baudetails, bauliche Rudimente und die überkommene innere materielle Substanz und strukturellen Merkmale, die sich aus einem Bautypus, der Anlage und der Konstruktion eines Gebäudes ergeben, sondern vor allem auch auf den jeweiligen Ort bezogene stadtopografische Strukturen und Merkmale, die sich zwar nicht gleich jedem erschließen, aber

dennoch als unsichtbare Matrix jahrhundertelanger Überformungen vorhanden und somit auch als Energie spürbar sind. Gemeint ist in diesem Falle vor allem das Netz von Verkehrsführungen, von Straßen und Wegen, Erschließungspassagen und Durchgängen; baulich-räumlich, und mithin materiell spürbar, der Rhythmus von Voll und Hohl, von Gebäudekubaturen und Freiflächen, Hausfassaden und deren Zwischenräumen. Diese sind ja die eigentlichen Parameter für Städtebau, weil sie den erlebbaren Stadtraum, also den ›hohlen Raum‹ und die ihn begrenzenden Bauten ordnen und deren Beziehung untereinander herstellen. Gemeint sind die mit Leid und Leben getränkten Pfade der Menschen der Stadt, mithin die Sedimente der Bedürfnisse vieler Generationen, die ihren je eigenen Plan angelegt, ihre spezifischen Spuren im Stadtgrundriß hinterlassen und ihre einer speziellen Funktion folgenden Wege gleichsam zwischen die links und rechts aufgehenden Gebäude gebahnt haben; es sind die Adern und Äderchen, auf denen die öffentliche und halböffentliche soziale, politische und kulturelle Interaktion in Form von Bewegungen, Transport, Handel, Tausch, Gespräch und Willensbekundung stattgefunden hat.

Dieses Flechtwerk mit seinen groben und feingliedrigen Verknüpfungen und Überlagerungen definiert vor jeder Planung, vor jedem zu realisierenden Bau, allgemein vor jeder wie auch immer gearteten baulich-räumlichen Intervention, die unumstößlichen Rahmenbedingungen, an denen es sich zu orientieren gilt, deren Regelwerk und (oft ungeschriebenen) Vorschriften- und Gesetzkatalog man sich zu beugen und unterzuordnen, denen man zu dienen hat. Es sei denn, man wollte nicht an der vorhandenen Stadt weiterbauen, sondern eine neue, eine aus einem anderen Kanon generierte, eine die des Erinnerungspotentials des vorhandenen Vokabulars der historisch gewachsenen Typologien des Urbanen sich entledigt und eigene Felder beschreibt. Das Straßennetz mit seinem spezifischen Profil, die die sozialen, kulturellen, ökonomischen

mischen und politischen Verhältnisse wiederpiegelnden Grundstücksgrenzen und Baufluchtlinien markieren mit ihrer in den Stadtgrundriß eingeschriebenen Lineatur noch immer die äußere Grenze eines jeden Bauwerkes, und damit die Fläche, auf der sich ein Gebäude mit seiner spezifischen Konfiguration auf einer Grundrißform entfaltet. Mit diesem Netz, diesem Maschenwerk aus Flächen und Knoten, ist der räumliche Rhythmus einer alten Stadt oder eines Quartiers vordefiniert, bevor eine neue Generation sich einer möglichen Überformung der einzelnen, in ihm quasi eingelagerten Parzellen annehmen kann. Dieses Flechtwerk und der gleichzeitig mit ihm generierte baulich-stoffliche Grundcharakter aus Typologien mit ihren je eigenen Bauvolumen und deren Dimensionen und Perforationen ergeben gemeinsam den Straßenquerschnitt, das sichtbare Profil der Straßen. Gleichsam als Grundierung trägt es somit auch zur spezifischen Physiognomie und Atmosphäre eines Ortes, eines Quartiers bei.

Das Atmosphärische –; es ist eine schwer beschreibbare Kategorie, aber eine, die die mentalen Befindlichkeiten von Generationen bloßlegt und Zeugnis gibt von dem, was an einem bestimmten Ort an architektonischer und ästhetischer Leistung von Stadtplanern und Architekten vollbracht wurde. Nur wenige Ensembles bzw. Orte im Zentrum Berlins haben noch diese Atmosphäre im Sinne überkommener Situationen aus zusammenhängender Straßen- und Wegeführung, typologisch eindeutigen Gebäuden mit ihren rhythmisch und proportional aufeinander abgestimmten Fassaden, den Räumen zwischen diesen Gebäuden, mit den speziell hier sich sammelnden Farben, Markierungen, Gerüchen und visuellen und taktilen Reizen, die sich aus dem Zusammenspiel all dieser Elemente ergeben. Das Forum Fridericianum mit der Humboldt-Universität, der Staatsoper, der Hedwigskirche und der Alten Bibliothek, die arg gebeutelte Museumsinsel als Relikt der zerstörten und in ihrer Gänze wohl verlorenen Kupfergrabenlandschaft, die Bode-

straße mit der nach wie vor viel zu wenig beachteten, programmatischen ›kalten‹ Rückfront des Alten Museums von Schinkel und Teilabschnitte der Straße Unter den Linden gehören dazu. Viele andere Situationen sind zerstört, torsiert, tordekliniert durch großmaßstäbliche Überformungen und durch abenteuerliche Prämissen bei der (auch ›Kritischen‹) Rekonstruktion bzw. Neubebauung. Was wir vorfinden ist meist ausgeglühte Substanz, traurig machender modischer Schrill, falsch verstandene Idylle.

Zu einem der letzten Orte des alten Berlin, an dem dieses spezifisch Atmosphärische noch spürbar ist, gehört aber auch und vor allem das eigenwillig anmutende städtebaulich und architektonisch wertvolle Ensemble rund um das ehemalige Zeughaus an der Straße Unter den Linden – des Hauses, in dem das Deutsche Historische Museum (DHM) als Ort der Auseinandersetzung mit Deutscher Geschichte (auch Stadtbau- und Architekturgeschichte?) untergebracht ist. Es gehören alle hier unmittelbar angrenzenden und benachbarten Baulichkeiten dazu, die im Stadtgrundriß auch eine zusammenhängende und eigenständige Verortung mit eigenem Namen in Anspruch nehmen können. Wir meinen die Adresse Am Festungsgraben: Das Operncafé (ehem. Prinzessinenpalais), das Palais Unter den Linden (ehem. Kronprinzenpalais), das Maxim Gorki-Theater (ehem. Singakademie), das Palais am Festungsgraben mit seinem zweigeschossigen Marmorsaal und, nicht zuletzt, das Kastanienwäldchen mit dem Nukleus der Neuen Wache von Karl Friedrich Schinkel. (Und hier vor allem – wieder einmal – die drei so selten zur Kenntnis genommenen Seitenfassaden: prächtig-kaltes Empfinden seit dem Umbau durch Tessenow im Jahre 1930, materiell und atmosphärisch kompakt, Mauer brut, etwas, das sich heute so niemand mehr traut zu bauen, etwas, über das niemand spricht, weil es niemand mehr sieht.)

Diese Bauten und ihre dazwischen befindlichen Stadt-Räume bilden eine markante und in ihrer Maßstäblichkeit hochsensible

Struktur, eine Folge von exakt zueinander vermessenen und gleichsam miteinander kommunizierenden kubischen und architektonisch harmonievoll durchgebildeten Bauvolumen mit – so man sich auf sie einzulassen imstande ist – einer vibrierenden Energie und Atmosphäre.

Und genau diese gilt es zu erkennen und freizulegen, weiterzuentwickeln und zu verstärken; es geht um die Transformation des noch Vorhandenen. Dazu wiederum bedarf es freilich bei allen, die sich dieses Ortes annehmen, einer Erkennungsleistung, die sich auf deren Entstehung konzentriert, um die in den Resten schlummernden ästhetischen und atmosphärischen Potentiale, so man sie als bewahrungswürdige Qualitäten anerkennt, zu aktivieren und für die Zukunft zu mobilisieren. Es muß darum gehen, diese Qualitäten als spezifische Markierungen des städtischen Territoriums zu potenzieren, um ein eigenes stadtquartierspezifisches Profil erkennbar zu machen und als einen für das zukünftige Zentrum Berlin einmaligen atmosphärischen Nukleus einer vergangenen Zeit zu bewahren. Ein Blick auf einen Stadtplan von vor dem letzten Kriege ist hier hilfreich: Man erkennt sofort die eigenwillig verzogene Straßenführung des sogenannten Friedrichswerder als Schnittstelle zwischen dem alten Stadtgrundriß und der nach Schleifung bzw. Auffassung der Festungsanlagen angelegten barocken Stadtfigur. Als erste Stadterweiterung Berlin-Cöllns im Jahre 1662 bildete der Friedrichswerder bis in die dreißiger Jahre des 18. Jahrhunderts (dem Zeitpunkt der Abtragung der Festungswälle) den westlichsten Stadtteil innerhalb der Fortifikationsanlagen. Er reichte im Norden von der Straße Hinter dem Gießhaus bis zum südlich gelegenen Spittelmarkt und wurde im Osten von einem Spreearm und im Westen von den Festungswerken bzw. der heutigen Oberwall- und Niederwallstraße begrenzt.

Nicht umsonst taucht der Bereich rund um das Zeughaus — alias Deutsches Historisches Museum — in der Berliner Denkmaliste vom September 1995 auf: er unterliegt

dem so kategorisierten flächendeckenden, alle Baulichkeiten und Räume einbindenden »Ensembleschutz« im Bereich des Kastanienwäldchens. »Vor Ort« spürt man warum. Schon zu DDR-Zeiten, und zwar in den frühen 50er Jahren, als es um den Wiederaufbau dieses Bereichs ging, sprach man von einem »einheitlichen Ensemble«, das in dieser »Bestimmtheit und Klarheit kaum an einer zweiten Stelle Berlins erhalten ist.« Aber ich habe etwas unterschlagen: nämlich den Umstand, daß das nördlich zwischen der Mollergasse und den Straßen Hinter dem Gießhaus und Hinter dem Zeughaus gelegene Magazingebäude II des Deutschen Historischen Museums nicht in den Ensembleschutz einbezogen, sondern als einziges aus der markierten Fläche innerhalb des Stadtgrundrisses an dieser Stelle ausgeblendet ist.

Dieses Gebäude besetzt das Areal, auf dem bis zum Zweiten Weltkrieg eine 1872–74 errichtete Kaserne (nach Plänen von Garnisonbauinspektor Hugo Steuer) und davor das Gießhaus stand, das zwischen 1699 und 1708 nach Plänen von Andreas Schlüter errichtet worden war. Der Bau des Magazingebäudes in den 50er Jahren erfolgte nach eingehender Diskussion über das baulich-räumliche Ensemble des Umfeldes und unter der Maßgabe und Achtung der vorhandenen Topografie mit seiner speziellen Straßenführung, der Traufhöhe (18–22 m) nach dem Lindenstatut von 1949 und dem Verhältnis von geschlossenen Mauer- und offenen Fensterflächen, das sich hier aus den umliegenden Palaisbauten aus dem 17. und 18. Jahrhundert herleitet. Heute spricht man in solchen Fällen von »Kritischer Rekonstruktion«: Der dreigeschossige Gebäudekörper fügt sich mit seinen Proportionen, mit seinen Fensterformaten und -typen und dem Verhältnis von Wandfläche und Fensteröffnungen maßvoll und unauffällig, architektonisch und städtebaulich-rhythmisch »korrekt« in die vorhandene Struktur ein. Unbefriedigend ist allerdings das gestaffelte bzw. aufgefächerte Bauvolumen an der Straße Hinter dem Gießhaus. Diese bislang ungestörte Stadtfigur soll nun

»bereichert« werden durch den Abriss dieses Magazingebäudes und den Neubau für das Deutsche Historische Museum. Es soll hier gar nicht um die an sich schon unsägliche Peinlichkeit und die Architekten-schaft düpierende direkte Auftragsvergabe an den Architekten I. M. Pei gehen; also um die von Helmut Kohl (einem Historiker) nach Feudalherrenart vorgenommene Bevorzugung eines Baumeisters für die Gestaltung und Besetzung eines öffentlichen Schauplatzes. Seis drum, einer muß sich der Aufgabe der Planung annehmen, wenn schon neu gebaut werden soll, was angesichts der räumlichen Möglichkeiten, die das vorhandene Gebäude hinsichtlich seiner Struktur, seiner Raumgrößen und seiner inneren Organisation birgt, allerdings auch schon sehr fraglich erscheint (denn die vorhandene Fläche übersteigt die des geplanten Neubaus).

Peinlicher fällt dagegen aus, daß die Bauherrnschaft, in diesem Falle die Bundesbaudirektion und das DHM, es augenscheinlich unterließ, den Architekten auf die Besonderheiten der historischen Topografie genügend aufmerksam zu machen und Vorgaben zu definieren, die diesen Besonderheiten Rechnung tragen. Anders ist das anstehende Desaster der Zerstörung des Ortes — sowohl was die Struktur mit der sich daraus ergebenden atmosphärischen Dichte als auch was die unter Schutz gestellte Ensemblewirkung betrifft —, wie sie mit der Realisierung des Entwurfes von Pei ansteht, kaum zu erklären. Wenn man die Ausschreibungsunterlagen für Architekturwettbewerbe kennt, die in Berlin seit der IBA zu Beginn der 80er Jahre für jeden Wettbewerb erarbeitet werden, wenn man die oft sehr ausführlichen Beschreibungen und Dokumentationen der Geschichte der Interventionsgebiete und -grundstücke einmal durchsieht, merkt man z. B. sofort, daß durch derart gründliche Vorbereitungen verhindert werden sollte, daß der jeweilige Ort unangemessen überformt und in seiner spezifischen Figuration zerstört wird. Warum im Falle eines historisch so bedeutsamen Ortes wie dem rund um das Zeughaus

eine solche Vorbereitung mit genauen Analysen und daraus entwickelten Parametern für eine folgende Planung unterlassen wurde — der Entwurf für den Neubau von I. M. Pei legt davon Zeugnis ab —, bleibt eine unbeantwortete Frage an die Verantwortlichen.

Pei selbst spricht, in der Presseerklärung vom 17. Januar 1997, von einem »Schauhaus«, das er als »Reverenz an Schinkel (Schauspielhaus) und Gropius (Bauhaus)« (sic!) verstanden wissen will. Christoph Stölzl, der Generaldirektor des DHMs spricht angesichts des Entwurfes von einem »Haus von großer Klarheit und Schönheit«. Im »Jahrbuch 1997 Architektur in Berlin« lesen wir, geschrieben von einem begeisterten Journalisten, das Zeughaus erhalte »nunmehr eine architektonische Delikatesse als Ergänzung« und weiter: »Der Zeughaus-Annex schließlich nimmt die städtebauliche Herausforderung an, die die historisch ausgezeichnete und von grandiosen Bauten markierte Lage im Herzen der Stadt bietet.« (Bernhard Schulz, S. 80 u. 83) Brigitte Jacob äußert im gleichen Jahrbuch die nach In-Augenschein-Nahme des Ortes und des Entwurfes eigenartig anmutenden Gedanken, Peis »moderne Architektur« orientiere »sich unter Wahrung der Traufhöhe sachlich und streng an Bauhaus-Vorbildern«, und weiter, daß die Architektur »wohlthuend modern, souverän und selbstbewußt« sei und die Richtung anzeige, »die letztlich für die Entwicklung des Friedrichswerder (...) bestimmender Maßstab« sei.

Was das Bauhaus hier zu suchen hat, bleibt im Dunkeln und kann in den Denkverliesen der Autorin und des Architekten verbleiben. Tatsache ist, daß der Neubau mit unangemessenen Materialien und, was das Volumen und das das Volumen umschreibende Gesamtlineament des Baukörpers betrifft, allzu gestisch auf die Schauseite zum Kastanienwäldchen hin reagiert: Mit einer Glasrotunde mit eingestelltem Treppenturm und einer gigantischen, ebenfalls gläsernen Eingangshalle, die die spezifisch enge großstädtisch-altstädtische und atmosphärische

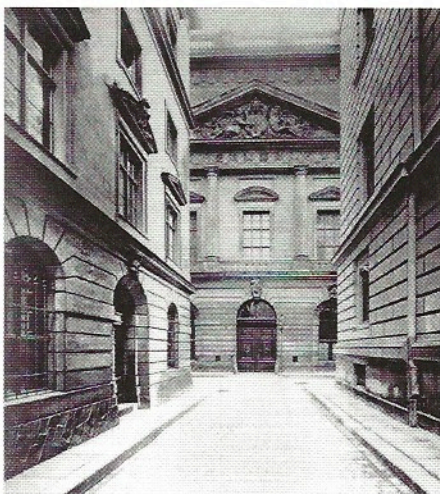
Dichte der Durchwegung Hinter dem Zeughaus baulich und räumlich geradezu gewaltsam aufreißt. Die enge und streng orthogonale Lineatur der Baumassen und -kubaturen des Zeughauses und der Baulichkeiten, die diesem gegenüberstehen, wird ersetzt werden durch ein rhythmisch völlig unangepasstes geschwungenes Volumen aus Stahl und Glas, durch eine nicht nachvollziehbare und aus keiner örtlichen (topografischen) Prämisse abgeleitete Figur, die die tradierten Maßstäbe ignoriert und kontrariert, und durch eine dahinter aufragende geschlossene, zumindest ungenügend perforierte Wand, die mit ihrem der Glashalle parallel folgenden Schwung diese Glasvorbauten vorlaut und visuell übermächtig in Szene setzt und völlig unnötig überdramatisiert; Glas ist eben nicht transparent, sondern spiegelt das jeweilige Gegenüber.

Und weiter: Die Straße Hinter dem Gießhaus wird mit einer ebenfalls monolithischen, gebäudehohen Fassadenmauer mehr zur Verödung beitragen, als daß sie den Ort mit seiner ästhetischen Eigenenergie, die sich aus den verschiedenen Fassadenabwicklungen ergibt, stärkte. Die hier, bei dem Neubau, in einem spitzen Winkel zulaufenden Fassadenteile heben zudem eine außergewöhnliche Straßenführung auf, die sich seit dreihundert Jahren erhalten hat: Eine gelenkartig, stumpfwinklig abknickende Straße, eine in Berlin selten vorzufindende Situation, die dem alten Stadtgrundriß erwuchs, als hier eine Eckbastion als Teil der Festungsanlagen (gebaut 1658–1683) zwei stumpfwinklig aufeinanderzulaufende Courtinen verband. Durch diese neue Gebäudekonfiguration, von I. M. Pei zwanghaft und eher expressiv-vegetativ erfunden denn funktional begründet, wird die letzte Spur dieser Festungsanlagen geschliffen und endgültig aus dem Stadtgrundriß und -aufriß getilgt werden.

Am drastischsten wird das, was ich die Zerstörung einer spezifischen und einmaligen Situation nenne, aber bei der Überformung der letzten erlebbaren und in seiner Substanz und Struktur noch erhaltenen Gasse des Friedrichswerder deutlich: Bei der Zu-

deckelung der Mollergasse, die sich zwischen den Straßen bzw. Durchwegungen Hinter dem Gießhaus und Hinter dem Zeughaus erstreckt. Bernhard Schulz, der Herrn Stözl argumentativ sekundiert, spricht im schon erwähnten Jahrbuch von »der seit Urzeiten von der DDR durch Mauern abgetrennten und faktisch aufgehobenen Mollergasse.« Sowohl der Zeitbegriff, der hier mitschwingt, als auch die Beschreibung des Tatbestandes im Sinne eines »faktisch« hergestellten status quo sind hier falsch gesetzt, weil Ursache und Wirkung einer Maßnahme verwechselt werden. Fakt ist nämlich, daß die Mollergasse existiert, auch wenn Herr Schulz und wenn Christoph Stözl anderes sehen und letzterer schreibt, daß die Mollergasse »nur noch« (sic!) »als winziges Detail auf den Stadtplänen existiert«; er behauptet, daß sie »in ihrer Wirklichkeit« ein »stets dunkler Hof des Museums« und zur Hälfte hinter schweren Eisentoren versperrt sei, »und zwar ohne daß jemand jemals den Durchgang begehrt hätte: weil es nämlich dafür auch nicht den geringsten Grund gibt.« Wer dort geht, sagt er, »geht hinter dem Gießhaus direkt zur Museumsinsel, oder wenn er abenteuerlustig ist, die finstere ‚Hinter dem Zeughaus‘-Schlucht zum Ufer hindurch.« — Eine wahrhaftig »abenteuerliche« Argumentationskette!

Die Ignoranz gegenüber einer historisch gewachsenen Topografie mit all seinen Eigenartigkeiten, und mit der aus dem Stadtgrundriß erwachsenen einmaligen atmosphärischen Situation in seiner Mischung aus Bauten, Räumen und Fassadentexturen – und einem einmaligen Bilderschmuck, nämlich den Medusenköpfen von Andreas Schlüter an der Zeughausrückseite –, ist an sich schon phänomenal genug. Aber sie ist natürlich vor allem bedrückend und deprimierend, wenn sie Bestandteil des Denkens des Hüters des Hauses für die Deutsche Geschichte ist, in dem Stadtbaugeschichte, Geografie und Topografie nicht vorzukommen scheinen. Daß es nämlich nicht irgendeine Institution ist, die sich an seinem Umfeld dermaßen vergreift, sondern daß es um



Die Mollergasse. Aufnahme um 1900.

das Deutsche Historische Museum geht und daß es zwei Historiker – Kohl und Stölzl – und ein sich auf historische Vorbilder berufender Architekt sind, die hier Arm in Arm eine einmalige Stadtlandschaft handstreichartig erledigen – genau das ist das eigentliche Skandalon.

Statt umgekehrt zu verfahren, nämlich diese Mollergasse wieder als Gasse zu aktivieren, ihre baulichen Umrisse und damit ihre nur gering verborgenen Energien bloßzulegen und sie zum Bestandteil einer das Deutsche Historische Museum umfließenden Bewegungslinie für die Passanten zu machen – mit einer aus dem räumlich-baulichen Gefüge selbst heraus wirksamen Dramatik, die sich aufgrund ihres historisch gewachsenen Zustandes eben nicht künstlich herstellen läßt –, wird die Unmöglichkeit, diese Gasse jetzt, das heißt gegenwärtig, zu benutzen als das was sie immer war, in die Zukunft verlängert. Wie oft habe ich den Durchgang begehrt! (Herrn Stölzl habe ich dort nie stehen und den Durchlaß Begehrende zählen sehen.) Und wie oft wurde er mir von dem anwesenden Museumswächter beziehungsweise Portier verwehrt! Diese Verdrehung der Tatsachen

auf dem Hintergrund des Satzes: »Die Mollergasse existiert nur noch als winziges Detail auf den Stadtplänen«, verschlägt einem den Atem: Gibt uns die »Winzigkeit« (1 cm) auf einem Stadtplan im Maßstab 1:20.000 das Recht, Heidelberger Gassen oder solche in Regensburg, Rothenburg o. d. Tauber oder Coburg zu überbauen, zum Verschwinden zu bringen, als Ort aus dem kollektiven Gedächtnis zu tilgen? Es ist absurd: einen Blick weiter stand das ehemalige Hohenzollern- bzw. Berliner Stadtschloß, für dessen Wiederaufbau sich Herr Stölzl Hand in Hand mit Helmut Kohl einsetzt; – das Verschwundene ist ihnen in diesem Falle anscheinend mehr wert als das, was vor der eigenen Türe vorzufinden und erhaltbar ist. Daß sich bislang nicht eine Organisation, die sich professionell mit Fragen der Architektur und Stadtplanung beschäftigt, kritisch zu diesem Entwurf geäußert hat, ist bezeichnend für das Diskussionsniveau in einer Stadt, die sich angesichts rotierender Baukräne in der Situation einer – was die eigene Stadtbaugeschichte betrifft – unüberwindbaren Paralyse zu befinden scheint.

Die Deutsche Bibliothek - CIP Einheitsaufnahme

Kafka und die Architektur. – Berlin : Gebr. Mann, 1998

(Les choses ; H. 7/8)

ISBN 3-7861-1978-3

Les Choses

Berliner Hefte zur Architektur

Heft 7/8 · Oktober 1998 · 7. Jahrgang

Herausgegeben von

Jürgen Eckhardt · Marie-Josée Seipelt · Helmut Geisert

Redaktion: Martin Kieren

ISSN 0177-6053

Copyright © 1998 by Gebr. Mann Verlag · Berlin

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form durch Fotokopie, Mikrofilm, CD-ROM usw. ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Bezüglich Fotokopien verweisen wir nachdrücklich auf §§ 53, 54 UrhG.

Gedruckt auf säurefreiem Papier,
das die US-AINSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

Umschlagentwurf: Wieland Schütz

Satz: Harald Weller

Lithographie, Druck und Verarbeitung: Heenemann

Printed in Germany · ISBN 3-7861-1978-3